



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

## Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

VIII. Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

## VIII.

## Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Weil die Epoche, welcher die vorliegenden Studien gewidmet sind, unter uns als „Machinesalter“ bezeichnet wird, steigt uns leicht die Idee auf, daß das damalige Europa ganz in Industrialismus aufging und daß für Künste und Wissenschaften nur wenig Spielraum blieb. Solche Schlagworte haben den Nachteil, einseitige Vorstellungen wachzurufen. Und einseitige Vorstellungen von dem Wesen und Treiben einer menschlichen Gesellschaft müssen natürlich falsche Vorstellungen sein, denn vielseitigeres giebt es nicht als die Funktionen eines sozialen Körpers. So war denn das Maschinenalter durchaus nichts weniger als ganz Eisenschiene und Dampfkessel; ebenso wenig, als die Ritterzeit etwa ganz Burgverließ und Turnierspiel war. Es ist freilich bequem, ganze Epochen mit einem einzigen Attribute zu versehen und von einer Feuerstein-Zeit und Eis-Zeit und dergleichen zu reden und sich dabei die Phantasie nicht ärger anzustrengen, als indem man erstere mit lauter feuersteinschleifenden Halbmenschen und letztere mit reisenden oder, wie der technische Ausdruck lautet, erratischen Eisblöcken ausfüllt. Doch von dem Maschinenalter sind wir noch nicht weit genug entfernt, um es so summarisch abzuthun. Da sind uns viele Dokumente und Notizen, Bücher und Kunstwerke erhalten, welche uns beweisen, daß ebenso thätig, als Treibriemen und Schwungräder, Schrifttum, Wissenschaft und



Kunst am damaligen Kulturleben teilnahmen, und in dieser unserer gewissenhaften Studie müssen wir diesen dreien nun eine eigene Vorlesung widmen.

Beginnen wir bei der Litteratur. Doch ehe wir von den zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebenden Autoren reden, betrachten wir einmal das Schrifttum, welches damals als sogenannte „Weltlitteratur“ eine Art abgöttischer Verehrung genoß. Die Hauptbedingung, um als Autor für groß zu gelten, war die, nicht Zeitgenosse zu sein. Je weiter zurück, desto größer. So war denn auch unbestritten der größte — der älteste: Homer. Der Ruf eines Dichternamens rollt durch die Zeit, wie ein Stein von der Gletscher Spitze rollt. Alles Lob, das ihm zu teil wird, haftet sich an ihn und reißt immer massenhafteres Lob mit sich, gerade so, wie der Stein mit immer riesigeren Schneemassen sich umhüllt. Kommt nun so eine Namenslawine brausend und krachend in das Thal der Gegenwart an, so staunt und bewundert die Menge und spricht: „Seht, wie gewaltig! Das war ein Stein! Wie nichtig sind die Steinchen, ja die Blöcke alle dagegen, die hier im Thale liegen.“ Die Leute vergessen ganz, daß die Wucht des Phänomens nicht im Steine liegt, sondern in dem anhaftenden Schnee; d. h. — ohne Bild — sie glauben, daß die Größe des altberühmten Dichters allein aus seinem Genie, und sehen nicht, daß sie aus angesammeltem Lobe besteht. Daß ein Genie erforderlich ist, um überhaupt die Kraft zu haben, ins Rollen zu gelangen, das sei mit dieser Metapher nicht in Abrede gestellt; nur die Überschätzung soll dadurch verbildlicht werden, welche zu jenen Zeiten den alten Größen im Verhältnis zu den lebenden zu teil wurde. Der Kult der „Klassiker“ war auch von einer Art Religion eingeflüßt, einer Religion, die ihren Mystizismus und ihren Aberglauben hatte, so gut wie jede andere. Da galt es z. B. als Lästerung, wenn ein lebender Autor mit einem der vergötterten Toten zugleich genannt wurde. Sophokles, Virgil, Dante, Shakespeare, Milton, Cervantes, Goethe: solche Namen flößten eine Art ehrerbietigen Schauers ein; dieselben hatten aufgehört, die



Vorstellung an gestorbene Menschen wachzurufen, welche mehr oder minder schöne Dichtungen niedergeschrieben; jeder solche Name ward zu einem Symbol von irgend etwas Göttlichem, das sich nur vorübergehend in einer menschlichen Person inkarniert hatte, um seine unfehlbaren Offenbarungen in einer, gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Weise der Nachwelt zu spenden. Dieses Göttliche hieß „Genie“. Sein Erscheinen war eine Art Wunder — und das Wunder war ja stets eine Sache, die in die Vergangenheit zurückversetzt werden mußte und deren sich die Gegenwart nie so recht würdig fühlte. Doch sind heute unter uns mehrere Namen, welche im Maschinenalter von Lebenden getragen wurden, in höherem Ansehen als jene, deren Unerreichbarkeit damals als Dogma galt.

Ich will nicht behaupten, daß wir für dieselben ebenso schwärmen, wie unsere Vorfahren für ihre klassischen Götzen schwärmten, denn wir haben aufgehört, das Vergangene anzubeten; wir wissen nunmehr, daß die Welt vorwärtsschreitet und alles in ihr, also auch die Künstler und Dichter. Wir haben ferner aufgehört, in der Kunst eine Manifestation aus höheren Regionen zu erblicken, sondern betrachten dieselbe als das zurückgeworfene Bild der Zeitgeist-Strahlen, welche in dem Brennpunkte eines Geistes sich vereinigt haben. Solche Geister werden wohl auch unter uns noch — bequemlichkeithalber — Genies benannt; wir sehen aber darin nichts übermenschliches, noch mystisches, für alle Zeit Geltung habendes; denn wir erkennen, daß ein Spiegel, so herrlich er auch geschliffen sei, nicht mehr und nicht besseres Licht wiederstrahlen kann, als von der ihn umgebenden Gegenwart hineingeworfen wird. Die mit Dichtern und Künstlern einst getriebene Abgötterei hat daher unter uns keine Anhänger. Auch ist die Anzahl der bis zu uns gelangten berühmten Namen um so vieles größer als die Anzahl der damals bekannten, so daß wir an denselben nicht mehr jene Eigenschaft vorfinden, welche seit jeher und in allen Dingen — bei Kunst- wie Naturerzeugnissen — den Hauptwertmesser abgibt: die Seltenheit.



Wenn ein Jahrhundert dem anderen nur das Andenken an zwei oder drei große Dichter, Maler oder Musiker hinterläßt, so wird dieses Andenken durch die ganze Glorie seiner Vereinzlung verherrlicht; während, wenn nunmehr auf das nächste Jahrhundert die Namen von hundertmal so viel gleich vortrefflichen oder noch vortrefflicheren Größen herabgereicht werden sollen, der Ruhm eines jeden genau hundertmal schwächer sein wird. Mit der Verbreitung der Bildung, mit der unabsehbaren Vervielfältigung von Büchern und Zeitschriften wuchs der Litteraturschatz qualitativ und quantitativ so sehr heran, daß es da — wenn auch mehr und größere Schriftsteller — so doch keine so hoch ragenden litterarischen Gipfel mehr geben konnte wie in den früheren Zeiten, wo nur einzelne Größen über die allgemeine Ebene des Schrifttums weithin sichtbar hervorragten. Man denke nur: Im fernsten Altertum, da gab es nur wandernde Säger, die von Mund zu Mund ihre Lieder fortpflanzten, und diese durch mehrere Geschlechter hinabgelangten Gesänge galten dann als das Werk eines Einzelnen, der als eine gigantische Dichtergestalt bewundert ward. Später kamen schon die Schriftzeichen zu Hilfe und damit war erst das eigentliche „Schrifttum“ gegeben, wo mit dem Werke zugleich dessen Urhebers Name auf Mit- und Nachwelt kam. Aber wie wenig Schriftkundige gab es da — wie selten also waren die Schreibenden und um wie vieles leichter befriedigt die seltenen Leser. Dann kam die Buchdruckerkunst und die Werke drangen — zahlreich vervielfältigt — in viel weitere Leserkreise, waren aber selber noch sehr spärlich gesäet, so daß zwei oder drei wirklich gute Bücher, die einzigen ihrer Art — wie z. B. „Don Quixote“, „Gil Blas“ — vom ganzen gebildeten Europa gelesen wurden und ungeheures, bis in die nachfolgenden Jahrhunderte hinüberklingendes Aufsehen erregen konnten. Dann aber nahmen die Schreiber noch mehr zu als die Leser; eine immer wachsende Flut von Werken und Meisterwerken stieg auf, und als gar die „Zeitung“ geschaffen wurde, welche täglich für Millionen Leser Tausende von Schriftstellern beschäftigte, da war die



Epöche der „klassischen“ Werke vorbei. Die Umwälzung, welche zunächst erfolgte und welche sich zur Buchdruckerei verhält wie diese zur initialenmalenden Handschrift-Verfertigung — ich meine die Phonographie —, davon zu berichten, kommt mir nicht zu.

Auch dazu bin ich nicht berechtigt, die Namen zu nennen, welche unter uns als die hervorragendsten Größen des Maschinenalters gelten. Die Beschränkung, welche ich mir auferlegt habe, nur solche Worte und Ideen zu gebrauchen, die in der geschilderten Zeit schon gangbar waren, macht es mir unmöglich, hier Namen anzuführen, von welchen damals noch kein Mensch voraussah, daß sie der Unsterblichkeit geweiht seien. Das kritische Urteil eines Zeitgenossen, welches sich anmaßt, für das Urteil der Nachwelt einzustehen, fällt einer gewissen Lächerlichkeit anheim, und da ich mir eine Grenze gezogen, welche mich sozusagen in die damalige Zeitgenossenschaft einzwängt, so darf ich diejenigen Künstler und Dichter nicht namhaft machen, welche zwar heute als die ruhmreichsten jener Epöche gelten, deren Namen aber damals noch keinen sonderlichen Klang hatten. Und umgekehrt: ich darf auch auf diejenigen Größen nicht aufmerksam machen, welche damals glänzten und heute — verschollen sind. Ich kann also von diesem Gegenstande nur ein allgemeines Bild entwerfen, ohne dabei auf die Zukunft Bezug zu nehmen.

Von sämtlichen Kulturvölkern stand auf litterarischem Gebiete das französische unstreitig obenan. Ich will nicht gesagt haben, was den Wert, — aber jedenfalls, was die Wertschätzung dichterischer Leistungen betrifft. Der Schriftsteller stand in Frankreich in höchstem Ansehen und der Anteil, das Interesse, welches die Nation seinem Schaffen entgegenbrachte, wurde von keinem Lande erreicht. Hier herrschte auch weniger als anderswo der starre Klassizismus, hier wurden auch die Lebenden mit reichlichem Lorbeer gekrönt. Victor Hugo hat es erleben dürfen, sein eigenes Standbild zu sehen und sich als die Gottheit eines ihm geweihten Bewunderungskults zu fühlen. Auch in England wurden die dichterischen Größen des



Tages hoch gefeiert, mit Geld und Ehren gelohnt; das Land aber, wo die Vergötterung der Alten — oder mindestens der Toten — vermittelt der den Lebenden gezeigten Geringschätzung vornehmlichst betrieben wurde — das war Deutschland. Hier bildeten sich die Leute ganz etwas Besonderes darauf ein, „Epigonen“ zu sein, und glaubten, ihr litterarisches Urtheil nicht besser bekunden zu können als durch die Versicherung, daß die Blütezeit des deutschen Schrifttums nunmehr vorüber sei. Und doch! Und doch! — wie sprießte und sproßte es allenthalben im Dichterwald umher, aber „sie sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht“.

Daß die Deutschen um jene Zeit keinen offenen Sinn für die Bewegung ihrer vaterländischen Litteratur hatten — uns kann es nicht wundern, wenn wir erwägen, daß Deutschland vor allem eine Militärmacht war, welche, nach den so kurz hinter ihr liegenden Siegen, ihr lebhaftestes Interesse und ihren höchsten nationalen Stolz auf ihre kriegerischen und politischen Angelegenheiten konzentrierte. Ein Volk, das eben erst durch Waffenglück einig und mächtig geworden und den künftigen Bestand seiner Mächtigkeit und Einigkeit von seiner Furcht einflößen-wollenden Waffenbereitschaft abhängig macht, das hat andere Dinge zu bedenken und zu betreiben als belletristische Lektüre, das hat andere Personen zu beweihräuchern als seine Schriftsteller. An diesen gab es keinen Mangel — nur an Lesern. Sänger fanden sich genug, die ihre Stimme erhoben, aber sie fanden keinen akustischen Raum. Was hilft der voll angeschlagene Ton, wo die Resonanz fehlt? Die deutschen Männer lasen nicht. Die waren auf den Exerzierplätzen, in den behördlichen Ämtern — oder auch am Skat-Tische — beschäftigt genug. Zur Erholung dann in Bier- und Kaffeehaus ward „Politik“ getrieben. Über alle möglichen Ereignisse des Tages — nur nicht über die litterarischen — wurde da debattiert. Zu lesen gab es in den Zeitungen genug; kaum daß man alle Parlaments- und Gemeinderats-Sitzungsberichte, alle serbischen und bulgarischen Ministerkrisen, alle Bewegungen des Effekten- und Viehmarktes bewältigen konnte



— was blieb da für die Bewegung des zeitgenössischen Geistes, von welcher die Tagespresse übrigens auch keinerlei Notiz nahm!? Und wollte man schon einmal ein Buch zur Hand nehmen, so griff man lieber gleich zu einem „Klassiker“. Auf diese Art ward die Kenntnisnahme der neuen Litteratur-Erzeugnisse den Frauen und den jungen Mädchen überlassen. Nach dem Gesetze der Anpassung und demjenigen des Bedarfs stellte sich mit Notwendigkeit auch eine Frauen- und Backfisch-Litteratur ein. Die Zeitschriften richteten sich natürlich gleichfalls nach dem allgemeinen Bedürfnis — der Nachfrage zu genügen, ist ja jedes Geschäftes Bestreben — und züchteten sich ihre Schriftsteller: „Sehr geehrter Herr! Wir brauchen harmlose, tendenzlose, gedankenlose, aufregungslose Geschichten mit spannender Verwicklung und befriedigendem Abschluß.“ Und diesem Bedürfnis ward Genüge gethan, so viel Genüge, daß dadurch das ganze moderne deutsche Schriftstellertum in Mißkredit kam. Diejenigen Leser höherer Geistesordnung — Männer wie Frauen —, die nach kräftigerer Kost Verlangen trugen, welche sich an kühner, selbständiger, von unerchrockener Lebensspiegelung gefüllter Lektüre laben wollten, die griffen nach den Werken der Franzosen, Skandinaven und Russen. Unter dieser Hintansetzung litten auch solche vaterländische Autoren, deren Größe unbestreitbar, aber von der Masse unerkannt war, weil der Lärm fehlte, jener händeklatschende, jubelnde Beifall, der allein imstande ist, einen Künstlernamen volkstümlich zu machen. Mit Recht konnte Ernst Ziel (auch ein Bedeutender . . .) in seinen „Modernen Kenien“ seufzen:

Du willst wie Andere zu Ruhm und Glüd,  
 O deutscher Dichter, sein erkoren,  
 Kehre in den Mutterleib zurück  
 Und werde in Welschland geboren.

Durch diesen Mangel an öffentlicher Bewunderung, durch diese Abwesenheit rühmlicher Anerkennung, welche seit der Sieges-Ara den deutschen Dichtern gegenüber herrschte, war im Publikum ein Mißtrauen auch gegen jene Autoren entstanden, welchen doch vor einiger Zeit — einer der Litteratur



günstigeren Zeit — der Kranz schon gereicht worden war. Plötzlich — unter dem Vorwande, daß eine neue Schule entstanden sei — ward es guter Ton, diese Kränze ihren Trägern wieder herabzerren zu wollen. Die alten Götzen sollten von ihren Sockeln heruntergeworfen werden. An diese Demolierungsarbeit setzten einige der „Neuen“ mehr Kräfte, als sie an den Aufbau ihrer eigenen Werke wendeten. Die Nachwelt hat aber die meisten jener zertrümmerten Standbilder wieder in Ehren eingesetzt und die entriessenen Kränze wieder frisch gewunden.

Das war aber alles recht traurig für die Lebenden — auch für die „neue Schule“, in welcher doch manches große Talent sich zeigte, welche aber auf das gleiche Mißtrauen stieß, das sie gegen die alte einflößen half, und auf dieselbe große Gleichgültigkeit, die ja im ganzen deutschen Reiche gegen litterarische Dinge herrschte. Fast scheint es, als ob eine Nation nur ein gewisses Quantum von Stolz und Bewunderung zu vergeben hätte. Wo so viel von diesen beiden Regungen für Zollern-Recken, Eisenkanzler und Schlachtendanker verausgabt wurde, da blieb für die vaterländischen Dichter wohl nichts mehr übrig.

Was die erwähnte neue Schule betrifft, so muß diese im Sinne der vorliegenden Studien unsere Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da wir im Laufe dieser Betrachtungen vornehmlich auf jene Erscheinungen unser Augenmerk gelenkt haben, welche hier und dort durch den Kampf der neuen und alten Weltanschauung hervorgerufen wurden. Der Schrei nach „Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit!“, der aus dem Gebiete der Wissenschaft — dieser Werkstatt der Wahrheitsjuchung — hervorgedrungen, der hallte aus einem Gebiete ins andere und mußte, lauter noch als anderswo, auch unter den Litteraten erschallen. „Nieder mit den Masken, nieder mit den Conventionen und Schablonen, — Wirklichkeit wollen wir, Natur wollen wir, frische, lebendige, wahre!“ Und — dem alten Orangetheer gemäß, jede Erscheinung in einen „—ismus“ hineinzuschematisieren, nannte sich diese das Wirkliche, Natürliche



und Wahre erstrebende Richtung auch sofort Realismus, Naturalismus und Verismus. Da stellten sich aber auch sofort die gewissen achselzuckenden Alles-Besser-Wisser ein, die da riefen: „Und das soll neu sein? War denn Natur und Wahrheit nicht seit jeher das Vorbild der Kunst? Und hat das, was ihr auf euer Banner schreibt, nicht längst schon dieser und jener gesagt?“ Richtig fanden sie dann in den Werken der Verstorbenen, in Goethe und Shakespeare, bis zurück auf Lucretius, Stellen genug, die denselben Grundsatz verkündeten. Sie vergaßen nur, diese Aufstöberer alter Aussprüche neu laut gewordener Gedanken, daß alles, was als verbreitete Neuheit ins Leben tritt, immer schon, ehe es der Mitwelt zum Bewußtsein gelangen kann, lange vorher von unzähligen Vorläufern gesagt worden sein muß. Damit eine Idee zur That wird, muß sie durch längere Zeit und an verschiedenen Orten als ausgesprochenes Wort gekeimt haben. Dies läßt sich an jeder Erfindung, jeder wissenschaftlichen Entdeckung, besonders an jeder durchgreifenden neuen Meinung konstatieren, welche letztere dann höhnisch angesprochen zu werden pflegt: „Neu? Sieh her — dich hat schon Kant, dich hat schon Plato gesagt . . .“ — Ganz richtig — aber damals hat es niemand gehört; es stand in ihren Werken, aber bisher hat es niemand herausgelesen.

Was den Realismus betrifft, der in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in sämtliche Litteraturen Europas — in die deutsche etwas später als in die anderen — Eingang fand, so hatte er thatsächlich einen neuen Gehalt, denn er fußte auf den Errungenschaften der jüngsten wissenschaftlichen Forschung. Die Litteratur ist ja nichts abgetrenntes — sie ist vielmehr der Brennpunkt des Zeitbewußtseins, und wenn auch der Voratz: „Seien wir wahr!“ nichts neues enthielt, so waren doch die Wahrheiten neu, wie sie die Dichter nunmehr sahen und wiedergaben. Dante, die göttliche Komödie, und Milton, das verlorene Paradies schreibend, folgten wohl auch dem Drange, das, was sie für wahr hielten, symbolisch wiederzugeben; — die romantischen, kriegerischen und



frommen Gefänge aus alter Zeit waren aus aufrichtig schwärmerischen, kampflustigen und wundergläubigen Gemütern geflossen; — was aber die neue Zeit sah: das eiserne Walten der Naturnotwendigkeit, den ursächlichen Zusammenhang der scheinbar unabhängigen Ereignisse, die pathologischen Erscheinungen der stoffgebundenen menschlichen Seele, die Einflüsse der Vererbung, die Unerbittlichkeit der Weltgesetze, die stetige Evolution aller Dinge — das und vieles andere war neu, betäubend neu, und verlangte, um dem immerhin alten Gebote gerecht zu werden, neue, ganz neue Formen.

Auf die weite Zeitentfernung hin, die uns von der damaligen litterarischen Bewegung trennt, können wir nicht gut unterscheiden, wer unter den Jungen und Jüngsten die wirklichen Bahnbrecher gewesen sind; nur so viel leuchtet mir aus den litterarischen Urkunden jener Zeit hervor, daß die Zeitgenossen ihren Schriftstellern — ich spreche von Deutschland — nicht die gebührende Würdigung zu teil werden ließen. Ein weiterer Grund zu dieser Zurücksetzung, der in den politischen Verhältnissen wurzelte, war der: die Nation, als solche, war auf ihre Lage stolz, mit ihrer Gegenwart zufrieden. Die Dichter hingegen sind Zukunftsseher; ihr Seelenauge ist auf das Kommende geheftet; auch was der Gegenwart mangelt, was ihre Not, ihre Gefahr und ihre Gebrechen sind, das fühlen sie lebhaft heraus, und daher können die Gegenwarts-Stolzen und die Gegenwarts-Zufriedenen mit ihnen nicht sympathisieren.

Sie müssen mir nicht vorwerfen, meine geehrten Zuhörer, daß ich mit der Annahme von einem Sehertum der Dichter in Mystizismus oder in jene Genie-Theorie ver falle, welche ich vorhin als einen überwundenen Aberglauben rügte. Nicht weil Einer als gottbegnadeter Dichter zur Welt kommt, ist er mit Sehergabe und mit einem den Schmerz der ganzen Menschheit mitfühlenden Herzen ausgestattet worden; sondern unter solchen, die da einen offenen Geist und ein offenes Herz haben, giebt es etliche, die — unter besonderen Umständen — dazu gedrängt werden, das Zuwoll ihrer Gedanken und Gefühle in



Dichterwerken niederzulegen. Und indem sie dies thun, übt sich ihre Aufnahme- und Ausdruckskraft, schärft sich ihre Fernsichtigkeit. Immer zahlreicher werden die Eindrücke, welche von außen auf sie einströmen, immer gewandter ihre Fertigkeit, diese Eindrücke in Form von Kunstgebilden wiederzugeben. Ihr verschärftes Ohr hört die Klagen der Mitwelt, ihr erregtes Herz pocht in der Sehnsucht der Zeit, und — verdichtet, quintessenziert, oft in eine einzige Strophe zusammengepreßt — sprechen sie es aus, was in tausend einzelnen Seelen zittert und dämmert.

Sehen wir uns die Werke der damaligen „Jüngsten“ an. Ein Zug, der mir besonders auffällt, ist ein umfassendes Mitleid. Was um sie herum gelitten wird — auch das stumme Leid — ist bis zu ihrem Herzen gedrungen und in schluchzenden Liedern machen sie dem in ihrem Innern wiederhallenden Weltweh Luft. Doch ist letzteres nicht zu verwechseln mit dem eine frühere Litteraturepoche beherrschenden Weltschmerz. Dieser war das egoistische Besingen des Selbstleids, das Aufbauschen des eigenen Liebes- oder sonstigen Kummers, das eitelkeits-erfüllte Jammern des von einer miserablen, kleinlichen Welt verkannten Pracht-Jchs. Der Schmerzensschrei hingegen, der dazumal in der Dichtung sich erhob, der entsprang der altruistischen Regung des Mitempfindens, der galt den Millionen Menschenbrüdern, welche inmitten einer so schönen, an möglicher Freudensfülle so reichen Welt noch unter dem Druck der Geistesknechtschaft und des Glends schmachten mußten.

Welches immer von jenen Büchern ich durchblättere, überall finde ich dieses Mitschmerz-Motiv angeschlagen. Ein Beispiel für viele:

Der Dichter wandelt auf einsamem Weg; es ist ein Septembertag. Die Hitze liegt wie ein schwerer, dumpfer Alp auf den zu grünen Mauern verwachsenen Zweigen und Ästen. Im Dahinwandeln pflückt er die reiche Brombeerenfrucht, — guckt einem Käfer zu, in dessen Flügel sich hundert Schillerfarben eingefunktelt, — lacht einem Mäuschen nach, das



vor ihm floh; da hört er unweit des Weges das Brüllen einer Kuh, mit kurzen Pausen.

Das klang so kläglich, klang so zornig auch,  
Daß mir ein Schauer durch die Seele ging . . .

Warum dieser Schauer? Weil es nur eines Tones, eines Bildes, eines ganz leisen Anstoßes bedarf, um in des Dichters und Denkers Innern alle die Gefühle zu wecken, die er schon so oft und heftig durchgeföhlt. Wieder faßt es ihn . . . beinahe so brennend wie Reue — er kann ja nichts dafür . . . und doch, dieses Weltweh — er kommt sich dafür verantwortlich vor, er hat die Pflicht, es mit zu leiden, so schmerzlich, als er immer kann, um dieser anderen Pflicht: es auszudrücken, so gut er immer kann, auch überzeugend zu genügen.

Was willst du, Tier? Das ist ja unerträglich!  
Bist du die Klage eines armen Menschen,  
Der ungerecht verurteilt vor Gericht  
Und nun, irrsinnig, nicht begreifen kann,  
Daß das geschehen konnte und die Sonne  
Nicht niederstürzte, als der Spruch gefällt?  
Willst du durch deinen Schrei das tausendfache,  
Das tausendfache, tausendfache Weh,  
Das tausendmal viel Tausenden geschah,  
So lang die weite Welt schon steht, bekunden?

Ich bin zu Haus, doch klingt's mir noch im Ohr,  
Ich hab' den Schrei der Kreatur gehört:  
Den Klageschrei — den Klägerschrei . . .

(Detlev v. Siliencron.)

Ja, das Klageschreien, das war schon durch ungezählte Jahrtausende zum Himmel — dem tauben — gestiegen, ungehört, vergebens. Erst als aus der ursprünglichen Tierheit die Menschheit sich herausgewachsen und erst als — ebenso langsam — die Menschheit sich zur Menschlichkeit emporgehoben hatte, da erst bildeten sich die Organe, welche den Klageschrei der Kreatur vernahmen. So vereinzelt feinhörige Wesen traten auch schon zu älteren Zeiten auf — Buddha, Christus — und erbehten in Mitgefühl; aber wie lange brauchte es noch, bis in der ganzen Menschheit jene zwei



Dinge geweckt waren, zu welchen der Klagende und der Kläger nicht vergebens schreit: Erbarmen und Gerechtigkeit.

Aber daß unter den Mitlebenden, die da dichten und denken und schreiben, zugleich diejenigen sind, welche zuerst und am heftigsten von dem Leiden und dem Sehnen der Zeit ergriffen werden und durch ihr Mitklagen und ihr Mitschreien dazu beitragen — beitragen müssen —, daß das Leiden gemildert, das Sehnen gestillt werde; daß sie auch die ersten sind, welche eine durch den Kampf der Geister herbeizuführende bessere Zukunft kommen sehen und selber — am heißesten kämpfend — diese bessere Zukunft herbeiführen helfen, helfen müssen — das sahen die Leute zumeist nicht ein. Sie meinten, der Eine mache Bücher, gerade so, wie ein Anderer Tische und Bänke macht, als Gewerbe, oder auch aus Eitelkeit, aus Überspanntheit, und je nach seinen Erzeugnissen setzte man ihn unter irgend eine litterarische Rubrik ein: Lyriker, Epiker, Romancier, Essayist; klassifizierte auch seine Denkart: Pessimist, Idealist; kritisierte seine Werke, und zwar die entgegengesetztesten Urtheile über ein und dasselbe Buch: vortrefflich, mittelmäßig, stümperhaft, über jedes Lob erhaben, unter aller Kritik; oder aber — und das geschah im maschinenalterlichen Deutschland am häufigsten — es kümmerte sich gar niemand um ihn.

Mehr Anerkennung als die schriftstellernden fanden die musikkomponierenden Zeitgenossen. In dieser Richtung wurde unter den Deutschen auch den Neuen Genie zuerkannt; da gab es — ich nenne nur Richard Wagner — noch unter den Lebenden wandelnde Götter. Die solchen Olympiern dargebrachte Huldigung hatte etwas tollhändlerisches, mysterienverzücktes an sich, und wenn wir in den Konzert- und Opernberichten des Maschinenalters blättern, so begreifen wir nicht, daß jene Zeit sich anklagte, nüchtern und materiell zu sein. Wie unsere Vorfahren mit Verwunderung auf die Flagellanten und ähnliche Massenwahnsinnsausbrüche des Mittelalters zurück-



blickten, so staunen wir jetzt über die bei jenen verbreitete fanatische Musik-Epidemie.

Man sollte meinen, daß die sanfte Muse der Harmonie wohl nichts anderes als Eintracht und Heiterkeit habe verbreiten können, daß ihr klangvoller Dienst nur zur Ergözung und Erholung betrieben worden und daß Gesang und Saitenspiel zu des Lebens harmlosesten Lustbarkeiten gehörten. Gewaltiger Irrtum. Die Musik war dazumal eine gar strenge und grimmige Göttin und die Musiker bildeten eine ecclesia militans, so zelotisch und asketisch, so kezerverfolgerisch wie nur irgend eine finstere Priesterschaft. Diejenigen, welche der sogenannten „klassischen“ deutschen Musik huldigten, waren sozusagen die Mönche jener Religion. Das außerhalb ihrer strengen Regel liegende Gebiet der leichten, der Tanz- oder auch der italienischen Musik war der Gegenstand ihres frommen Abscheus; es war ihnen verhaßt wie die Sünde. Und wenn sie auch der Sünde hin und wieder Schönheit — verlockende und einschmeichelnde Schönheit — zugestehen mußten, desto heftiger schriegen sie ihr „Apage!“ Um ihren musikalischen Haß zu stärken, verbündeten sie ihn mit dem Rassenhaß, und ebenso wütend, wie die christlich-germanische Judenverachtung gewisser preußischer Pastoren, geberdete sich der musikalisch-germanische Dünkel gewisser Bach- und Händel-Spieler den italienischen und französischen Komponisten gegenüber. Entweder sie behandelten dieselben als gar nicht vorhanden (wie man ja auch aus Sittlichkeit von lasterhaften Dingen nicht spricht) oder erwähnten ihrer nur mit Schimpf und Schmach. Das Tugendmonopol, welches das nationale Vorurteil so gern für die eigene Nation in Anspruch nimmt, ward von dieser Gattung Musiker auch für ihre nationale Kunst vindiziert — als ob die Tonkunst überhaupt etwas mit der Tugend zu thun hätte, als ob nicht ihr Gebiet — mit Ausschluß des „Guten“ und des Wahren — nur einzig das Schöne wäre! Kann es eine wahre und eine irrtümliche Melodie geben? — ein mitleidiges und ein boshafte Violinkonzert? — eine dumme und eine kluge Sonate? Aber dennoch brüstete sich die deutsche



Musik so gern mit ihrer Gedankentiefe und mit ihrer Keuschheit. Wie eigentlich letztere, spezifisch deutsch sein wollende Tugend sich in Sechssachtel-Takt und mit mehr oder weniger Kreuz und b kundgeben konnte, ist mir unerfindlich. Doch das ist ja eben das Charakteristische aller religiösen, musikalischen und sonstigen Mysterien, daß sie „quia absurdum“ geglaubt wurden. Die Sprache der Zeloten deutsch-klassischer Tonkunst stand an Unduldsamkeit, Überspanntheit und Selbst-Beweihräucherung hinter keiner konfessionellen Alleinseligmachungs-Predigt zurück. In den Schriften solch verbissener patriotischer Musikpastoren trifft man Phrasen wie folgende:

„Das hehre Wort, das jener Beethoven über Napoleon bei der Schlacht von Jena gesprochen: „Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen“, beweist, daß hier jener hehre, alte, deutsche Geist der Kraft und Selbständigkeit, der energische Wille des Eigenen völlig wiedererwacht war und die Grundlage eines ganz neuen Schaffens, ja einer neuen Welt bildete.“

Oder:

„Wagner beschloß, Musiker zu werden, in jener Periode, in der ihm diese neue Weltsprache, die doch im tiefsten Sinne eine deutsche Sprache; eine Sprache des deutschen Geistes ist — die Musik —, nach ihrem Wesen aufgegangen war. Und mit der Energie, die jenes Beethovens Lebensfaser bildete und die aus dem Erwachen des deutschen Volkes heraus auch ein so „weiches Mannerl“ wie jenen Weber zum kräftigsten Sänger deutscher Gefühle gemacht hatte, ging hier dieser Wagner ans Werk und machte in dunkler Ahnung hoher Ziele die trockenste Schule der Sache selbst durch. „Was Sie durch dieses trockene Studium gelernt haben, heißt Selbständigkeit,“ sagte ihm sein Lehrer, jener Zögling derselben hohen Schule der Musik, von der aus der große Sebastian Bach seiner Nation und der Menschheit gezeigt hatte, daß auch in dem gegen das welsche Rom protestierenden christlichen Bekenntnis wie in jener alten Zeit ihrer ersten wahren Entstehung die Musik noch die wahre Tochter der Religion und speziell des Christentums sei.“



Wer das verstanden hat, melde sich.

Nun sollte man glauben, daß die Tonkunst, anläßlich welcher in so apodiktischer, strenger Form gelehrt und gepredigt wurde, eine fest kodifizierte Institution war, deren Regeln allgemein anerkannt wurden. Aber wenn man die Urtheile liest, welche die Musiker über ihre gegenseitigen Werke fällten — aber nicht etwa von Deutschen über Italiener, von Klassikern über Nicht-Klassiker und umgekehrt, sondern auch von den Vertretern derselben Richtung untereinander —, so sieht man mit Schaudern, welche Verwirrung in der musikalischen Kunstkritik herrschte und wie frech die Annäherung war, mit welcher der persönliche Geschmack sich als Erkenntnis der Kunstgesetze aufspielte.

In Spohrs Kunstgeschichte steht über jenen anderweitig so verhimmelten Beethoven geschrieben:

„. . . Bis zu diesem Zeitpunkt war eine Abnahme seiner Schöpferkraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an bei immer zunehmender Taubheit gar keine Musik mehr hören konnte, so mußte dies lähmend auf ihn zurückwirken. Sein stetes Streben, originell zu sein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr, wie früher, vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß seine Arbeiten immer barocker, unzusammenhängender und unverständlicher wurden? Zwar giebt es Leute, die sich einbilden, sie zu verstehen, und in ihrer Freude darüber sie weit über seine früheren Musikwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und gestehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethovens nie habe Geschmack abgewinnen können. Ja, schon die vielbewunderte Neunte Symphonie muß ich zu diesen rechnen, deren drei erste Sätze mir trotz einzelner Genieblitze schlechter vorkommen als sämtliche der acht früheren Symphonien, der vierte Satz mir aber so monströs und geschmacklos und in seiner Auffassung der Schillerschen Ode „An die Freude“ so trivial erscheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius wie der Beethovensche niederschreiben konnte. Ich finde darin einen neuen Beleg zu dem, was ich schon in Wien bemerkte, daß



es Beethoven an ästhetischer Bildung und an Schönheitsinn fehle.“

Nachfolgend eine Kritik Schumanns über Meyerbeers „Hugenotten“:

„Ich kann nicht sagen, welchen Abscheu mir dieses Werk einflößt. Ich hatte alle Mühe, meinen Ekel zu besiegen, ich fühlte mich ganz toll vor Entrüstung und Zorn. Hier und da ein paar gelungene Stellen konnten Einen entwaffnen, aber was gilt das, wenn die Platttheit, die Immoralität des fragenhaften und antimusikalischen Ganzen erwogen wird? Nach öfterem Hören fand ich ein paar verzeihliche Stücke, welche ein minder strenges Urtheil verdienen, aber mein Endurtheil bleibt dasselbe und ich werde nicht aufhören, zu wiederholen, daß solche, welche die „Hugenotten“ — auch nur im entferntesten — mit „Fidelio“ oder Werken dieses Kalibers zu vergleichen wagen, von Musik rein nichts verstehen — nichts, nichts!“

Je unnachweisbarer eine Meinung war, d. h. je weniger auf Thatfachen und je mehr auf subjektiver Empfindung sie beruhte, desto leidenschaftlicher und in desto unfehlbarerem Tone wurde sie vorgebracht. Von allen unfruchtbaren und dabei zornig geführten Disputen sind die allerunfruchtbarsten doch stets die ästhetischen gewesen. Schön ist ganz gewiß das, was gefällt, d. h. was dem Geschmack entspricht. Nun ist aber der Geschmack selber das wandelbarste, unsicherste, selbstherrlichste Ding, welches gar keiner anderen Begründung bedarf als seines Vorhandenseins, daher alle diesbezüglichen Streitigkeiten am wirksamsten durch das alte Sprichwort abgeschnitten werden: *de gustibus non est disputandum*. Aber diesem bekannten Spruche zum Trotz stritten unsere Vorfahren über nichts so hitzig als über den Geschmack. Wir dürfen also — wenn wir den Schönheitswert der damals geschaffenen Kunstwerke erkennen wollen — nicht an die von den Fachkritikern der Zeit stammenden Urtheile uns halten, sondern den Anwert in Anschlag bringen, welchen diese Werke bei den Massen ihrer Zeitgenossen gefunden haben. Was gefallen hat,



was bei der überwiegenden Menge Begeisterung und Entzücken hervorgerufen, das hat das jeweilig geltende Schönheitsziel erreicht. Am allerwenigsten dürfen wir an die erhalten gebliebenen alten Werke den Maßstab des eigenen Geschmacks legen, sonst würden wir ungerecht. Aber unseren eigenen Geschmack verleugnen, um zu behaupten, daß uns die überlieferten Werke gerade so groß erscheinen wie das überlieferte Lob derselben — das werden wir sicher nicht thun, weil unter uns zum Glück die „klassische Heuchelei“ zu den ausgestorbenen Dingen gehört. Es ist uns ebenso unerquicklich, alte Kunsturteile zu lesen, und wir messen denselben ebenso wenig Glauben bei, wie es den Genossen der Maschinenzeit unerquicklich und auf ihre Meinung unbestimmend gewesen sein muß, pro- und contra-Debatten aus alten Zauber- und Hexenprozessen zu lesen. Jene wußten schon, daß es keine Zauberer und keine Hexen giebt, und wir wissen: es giebt keine absolute, vom Geschmack abstrahierte Schönheit. Wenn einmal der Gegenstand eines Streites weggeschafft ist, so kann man sich für die darüber geführten Anklagen und Verteidigungen nicht mehr erwärmen; je mehr Weisheit auf diese Plaidoyers angewendet wird, desto unweiser erscheint uns der ganze Prozeß.

Was die bildenden Künste anbelangt, so sind uns hiervon, gerade so wie von Litteratur und Musik, herrliche Denkmäler erhalten geblieben, welche beweisen, daß alle zeitgenössischen Jeremiaden über den Verfall der Kunst ganz unbegründet waren.

Doch weder in den Künsten, noch in der Industrie und Technik — welche letztere doch dem Zeitalter seinen Namen gegeben haben — ist des Maschinenalters Glorientitel, noch dessen hervorragende Bedeutung zu suchen, sondern in der Entfaltung der Wissenschaft. Selbst der Triumph des Maschinenwesens: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, alle die Großthaten des Dampfes und der Elektrizität, waren schließlich auch nur die sichtbaren Siegeszeichen des wissenschaftlichen Eroberungszuges.



Aber trotz ihrer Siege, trotz ihrer täglich sich erweiternden Gebietsgewinnung — anerkannte Herrscherin war die Wissenschaft noch lange nicht. Von ihren materiellen Er rungenschaften zog die ganze Welt Nutzen, von ihrem moralischen Lenkerrecht, von ihrer idealen Beredlungsgewalt wollten noch neunhundertneunundneunzig Tausendstel der Welt nichts wissen. Von mancher Seite wurde sie sogar arg angefeindet und zu fälschen gesucht. Dennoch: ihr Reich war im Anzuge, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als die Zeit betrachten, in welcher dieses Reich vorbereitet wurde. Alle vorhergegangenen Zeiten hatten mehr oder weniger wissenschaftliche Kenntnisse erlangt: Erd- und Himmelskunde, Geschichts- und Altertumsforschung, Medizin, Mathematik, Chemie, auch beschreibende Tier- und Pflanzenkunde waren seit undenklichen Zeiten gepflegt worden, aber erst der Wissenschaft des Maschinenalters war es vorbehalten, das Entwicklungs-Gesetz zu offenbaren. Damit war eine Lehre eingeführt, in deren Lichte alle früher gewonnenen Kenntnisse unter einen, überraschend klaren Gesichtspunkt gebracht werden konnten, und solche Disziplinen, welche sich früher von den Natur- und Erfahrungswissenschaften stolz abgeschlossen hatten, nämlich die moralischen und psychologischen Lehren, wurden in das Machtbereich der Entwicklungstheorie gezogen.

Das Evolutionsgesetz — nämlich die naturgebotene Differenzierung und Vervollkommnung sämtlicher Dinge — einmal angenommen, mußten alle jene Systeme fallen gelassen werden, welche das Absolute — d. h. das Unveränderliche und Vollkommene — als Ausgangspunkt nehmen, und so ward der bedeutende Umschwung vorbereitet, den das menschliche Denken und — in Folge dessen — die sozialen Einrichtungen nehmen sollten. Die jeweiligen Einrichtungen nämlich sind von dem jeweiligen Stande der Moral, die Moral von dem Stande der Weltanschauung und diese endlich von dem Stande der Kenntnisse bedingt; in letzter Linie also sind es die Kenntnisse oder, mit anderem Namen, die Wissenschaften, welche die bestimmende



Grundlage aller sozialen Zustände abgeben. Nun geschieht es aber, daß die fortschreitende Wissenschaft anfänglich nur in ganz kleinen Kreisen sich verbreitet und dortselbst die veränderte Weltanschauung — welche veränderte Moral und veränderte Sitten erheischt — hervorbringt. Die Allgemeinheit huldigt indessen den Einrichtungen, die einem früheren, ebenso langsam sich verbreitet habenden Wissensstande entspricht. Daher die Konflikte und Kämpfe, welche seit jeher den fortschreitenden Gang der Erkenntnis begleitet haben.

Damit eine neuerstandene Idee den Geist und das Leben der Gesellschaft modifiziere, genügt es noch lange nicht, daß diese Idee von einigen Zeitgenossen erkannt und zur öffentlichen Kenntnis gebracht werde. Sie muß erst durch aufeinander folgende Generationen so lange herabgereicht worden sein, bis sie alt geworden, bis sie beinahe als intuitive Gewißheit dem Gehirn angeboren wird. Wie lange nach Christus z. B. hat es erst einen „christlichen Staat“, eine „christliche Philosophie“ gegeben, und wir wissen heute, wie lange erst nach Darwin die „darwinistische Weltanschauung“ in Schwang kam.

Wenn wir die Schriften des genannten Gelehrten und seiner Anhänger — der Haeckel, Büchner, Carus Sterne, Dodel-Port, Huxley, Carneri u. s. w. — zur Hand nehmen und sehen, wie reichhaltig und klar gesichtet das Beweismaterial der Entwicklungslehre schon damals vorlag, wie scharfsinnig und weitsichtig die daraus entspringenden Konsequenzen bereits gezogen wurden, so begreift man kaum, daß das öffentliche Leben und der öffentliche Unterricht nicht auch schon von dem neuen Geist durchdrungen waren. Nicht nur nicht durchdrungen, sondern eigentlich gar nicht berührt. Zwar wußten die meisten Leute, daß es eine darwinistische Lehre gab, aber die allerwenigsten kannten sie. Bei den Einen galt sie als „unbewiesene Hypothese“ — ein Lieblingswort der konservativen Gelahrtheit —, bei den Anderen gar als lästerliche Irrlehre, bei den Meisten als ein von einem englischen Sonderling aufgestelltes System, von welchem man ein paar Schlagworte



aufgefaßt hatte und des öfteren anwendete: „Kampf ums Dasein“, „natürliche Zuchtwahl“ und dergleichen mehr. Die Kirche verhielt sich dieser Lehre gegenüber feindlich, die Massen gleichgiltig, die Schulen ignorierend. „Man wird doch den Kindern nicht Darwinismus vortragen!“ „So etwas“ war keiner Unterrichtsbehörde beigestiegen. Die sogenannte liberale Neuschule verteidigte sich gegen die vom Klerus erhobene Beschuldigung, daß sie irreligiös sei, indem sie hoch und teuer versicherte: „Es wird ja bei uns nichts gelehrt, was zum religiösen Unterricht in Widerspruch steht; so fällt es beispielsweise niemand ein, die Schüler mit der darwinistischen Theorie bekannt zu machen.“

Nun ja, wenige hundert Jahre früher fiel es auch niemand ein, die Ansicht des Kopernikus als Schulwahrheit vorzutragen. Wahr sein, bewiesen sein, unwiderleglich einleuchtend sein: das war für eine Erkenntnis noch lange keine Berechtigung zu behördlich konzessionierter Mitteilung. Zur Schulprogrammfähigkeit mußte ein Satz ähnliche Proben leisten wie ein Adelliger zur Hoffähigkeit: nämlich nachweisen, daß er schon sechzehn Ahnen hat. Der eine, daß seine Familie schon Jahrhunderte lang adelig, der andere, daß die in ihm enthaltene Doktrin schon hundert Jahre lang unbezweifelt ist.

Und im Grunde, die Sache hat ihre Richtigkeit. Mit einer neu entdeckten Lehre, und sei sie noch so evident, läßt sich nicht wirken und schaffen wie mit einer längst anerkannten. Statt ihre Konsequenzen auszuarbeiten, muß sie immer erst ihre Evidenz darthun, muß die hundert Beweise, auf denen sie ruht, immer alle anführen und die hundert Einwendungen, welche gegen sie in Umlauf sind, immer von neuem entkräften. Erst dann, wenn ein Beweis als schon erbracht angeführt werden kann, nicht, so lange er noch demonstriert werden muß, läßt sich darauf weiter bauen. Dieselbe Zeit, dieselbe geistige Kraft und Anstrengung, welche auf das Erbringen und Erfassen eines Wahrheitsbeweises angewendet werden muß, wird, wenn letzterer erst feststeht, dann auf die Gewinnung der daraus fließenden Folgerungen — und somit auf die Modi-



fizierung der Weltauffassung und Welteinrichtung — verwendet.

Wie sehr die Lehre von der allmäligen Entwicklung aller organischen — und damit parallel aller geistigen — Gebilde auf die ganze Erkenntnis und insolgedessen auf die sozialen Einrichtungen umgestaltend einwirken müsse, das sahen schon damals die Anhänger jener Lehre deutlich voraus, und so kann ich — ohne gegen mein Prinzip zu verstoßen — an einigen Beispielen anführen, wie diese Umgestaltung sich bewerkstelligt hat.

Zuerst war es — in Erforschung und Beurteilung aller Kunst- und Wissenszweige — die Methode, welche gründlich eine andere ward. Indem man das Gegebene als Gewordenes und fortgesetzt Werdenendes zu betrachten gelernt, war ein ganz veränderter Maßstab gewonnen. Man hörte auf, die Gesetze, welche man aus vergangenen und gegenwärtigen Erscheinungen abgeleitet hatte, als für zukünftige Erscheinungen bindend auszugeben. Man lernte einsehen, daß gewisse, als vorhanden konstatierte Eigenschaften oder Merkmale einer Sache es sind, welche den sogenannten Charakter dieser Sache abgeben; nicht aber, daß ein gewisser, sozusagen als präexistierend gedachter Charakter sich in diesen Merkmalen kundgethan hat und kundthun soll. Das leidige „soll“ überhaupt, d. h. jener hofmeisternde Geist, welcher jedem erkannten „es ist“ ein strenges „es sei“ beizufügen sich anmaßte, ist mit jener veränderten Auffassung immer bescheidener aufgetreten und endlich verschwunden.

Die Ansicht, daß eine Gattung, eine Art etwas festes und beständiges sei, beschränkte sich nicht auf die Gebilde der organischen Natur, sondern erstreckte sich auch auf die Erscheinungen des Geistes. Daraus ergab sich in der Kunstkritik die ästhetische und in Sittenfragen die moralische Predigt. Kaum hatte so ein Kunstkritiker die von verschiedenen Künstlern mit Erfolg eingeführten Formen erkannt, klassifiziert und rubriziert, so fügte er diesem Schema womöglich das Gebot hinzu: „So sollst du es machen!“ Ebenso verhielt sich der Moralist den



sozialen Erscheinungen gegenüber. Was sich als Gewohnheit, als Sitte nach und nach eingesetzt hatte, das ward als „sittlich“ zum Tugendgesetz erhoben. Dabei wurde sowohl die Tugend, welche die Norm des sittlichen, als die Schönheit, welche die Norm des künstlerischen Ideals abgab, für etwas unwandelbares, auf ewige Zeiten Geltung habendes „Absolutes“ ausgegeben, und gegen diese starren Satzungen hatten die unvermeidlichen Wandlungen des künstlerischen Schaffens und der sozialen Verhältnisse immer höchst schmerzlich anzukämpfen. Die Entwicklung ist seit jeher ihren unaufhaltsamen Gang geschritten, aber erst der wissenschaftlichen Forschung des Maschinenalters ist die Erkenntnis aufgegangen, daß dieselbe ein Naturgesetz sei; und während bis dahin jedes politische, ethische und wissenschaftliche System einen direkten Kampf gegen die Evolution darstellte — denn jedes brüstete sich seiner Unwandelbarkeit — ward fortan das Entwicklungsgesetz zur Grundlage alles Urteils und alles Strebens. Jetzt erst ward der einzig richtige ethische Maßstab gewonnen, der heute noch gilt und durch alle Wandlungen der Zukunft gelten kann, weil er sich dem Lauf der Welt anpaßt, und der sich in dem Satz ausdrückt: „Was die Entwicklung fördert, ist gut; was sie hindert, ist schlecht.“

Dem Maschinenalter gebührt die Ehre, diesen Satz schon formuliert zu haben; aber ringsum waltete noch — sowohl in den Gesetzesparagraphen, als in der öffentlichen Meinung — die aus älterer, das Evolutionsprinzip ignorierenden Zeit stammende Moral, welche in dem Satz enthalten ist: „Was das Bestehende erhält, ist gut; was an dem Bestehenden rüttelt, ist schlecht.“ An der bestehenden Ordnung etwas ändern wollen — auch „Umsturzversuch“ genannt — war ein in Paragraph — ich weiß nicht wie viel — vorhergesehenes Verbrechen, auf welchem die Kerkerstrafe stand. Je weiter zurück man in den Justizannalen blättert, desto strenger wird dieses Prinzip des dem Bestehenden geleisteten Schutzes gewahrt. Nur etwas denken oder sagen — geschweige denn schreiben oder drucken — was gegen die herrschenden Einrichtungen und Meinungen ver-



stieß, war eine schwer zu sühnende Schuld. Im Mittelalter, als die Gewerbe-Gilden blühten, war es Handwerkern bei Strafe verboten, in ihr Handwerk Verbesserungen und Erfindungen einzuführen; neue Webstühle und dgl. wurden auf obrigkeitlichen Befehl zer schlagen. Strenger noch als in gewerblicher, verfuhr man in geistiger Hinsicht — die Webstühle neuer Ideen waren besonders verdächtige und gefährliche Dinge: im Jahre 1680 wurde Christian Thomajus, weil er gegen Hexenprozesse und Tortur geschrieben hatte, aus Mainz verbannt und mußte beim Geläute des Armenfünderglöckleins aus der Stadt ziehen. Solches berichteten die Maschinenaltler freilich mit mitleidigem Achselzucken und mit überlegener Entrüstung; bei ihnen selber aber waren noch Gesetze in Kraft, die ganz derselbe Geist belebte. Das „Bestehende“ war auch ihnen (d. h. der großen Mehrzahl unter ihnen) das Heilige und Unantastbare.

Da zog aber mit dem Evolutionsprinzip die Einsicht in die Köpfe, daß es „Bestehendes“ überhaupt nicht giebt, noch je gegeben hat, sondern allseitig nur gewordenes, zu weiterem Werden bestimmtes. Mit der Unantastbarkeit gewisser Dinge hatte es sodann sein Ende. „Alles fließt“ war schon ein altbekanntes, griechisches Wort, aber bislang unverstanden und ungiltig. Erst nachdem die Naturwissenschaft gezeigt hatte, daß auch die „Arten“ fließen, erhielt dieses Wort seinen richtigen Sinn. Das Nichtantastbarlassen, welches früher alle Institutionen so hartnäckig durchführten, als wäre es die wichtigste Gewähr ihrer Selbsterhaltung, wurde allmählig fallen gelassen, als die Überzeugung aufstieg, daß „ändern“ nicht nur synonym mit zerstören, sondern auch mit entwickeln ist — entwickeln im Sinne von besserwerden.

Zwar hat sich seit jeher — trotz allen Widerstandes, trotz allen Leugnens — doch alles unablässig geändert und entwickelt, weil dies eben eine Naturnotwendigkeit ist. Der Unterschied ist nur der, daß man ehedem gegen diese Naturmacht thunlichst ankämpfte, während von nun an, da man sie erkannt hatte, versucht wurde, sich dieselbe dienstbar zu machen. Das Maschinen-



alter hatte schon längst der in ihren Eigenschaften ergründeten Kräfte von Dampf, Wärme, Licht, Elektrizität zc. sich bemächtigt, um technisch vorzuschreiten; jetzt — mit Entdeckung der Entwicklungskraft und mit bewußter Leitung ihrer Wirkung — begann die Ära eines unabsehbar beschleunigten Fortschrittes und Umschwunges auf allen Gebieten. Auch ohne absichtliches menschliches Dazuthun geht die Entwicklung ihren Gang, aber wie langsam ist dieser im Verhältnis zu der Bewegung, welche durch die Zielsicherheit jenes Dazuthuns erreicht werden kann. Es hat sich z. B. aus einer längst ausgestorbenen Tiergattung im Lauf der Jahrhunderte das heutige Pferd entwickelt, aber um wie vieles schneller vermag der absichtlich auslesende Züchter aus gewöhnlichen Pferden veredelte Renner zu bilden.

Die Auslese, das war eines von den der Natur abgelauchten Verfahren, der Wettbewerb ein anderes. Was half vordem alles Plaidieren für das Freigeben der Gewerbe, für die Aufhebung der Schutzzölle u. s. w. Das ergab nichts als endloses Debattieren über die Interessen einzelner Industriezweige, als hohle, erfolglose Streitereien; nachdem aber klar geworden, daß ungehemmte Konkurrenz der Faktor ungehemmter Weiterentwicklung ist, daß ferner nur das sich Anpassende zu überleben vermag und nur das Kräftigere zu überleben wert ist, da hörte die Unterdrückung und Eindämmung und Starrheit, welche früher als die höchste Weisheit aller Wirtschafts- und sonstigen Politik gegolten, von selber auf. Was war damals alles gestritten und gepredigt und gefaselt worden über die Verwerflichkeit oder Zulässigkeit des Krieges, über dessen sittlichenden oder entsittlichenden Charakter, ohne daß die Streiter bemerkten, daß diese bloße Fragestellung eine Absurdität war. Als nun der erwähnte Satz „Was der Entwicklung nützt, ist gut, was ihr schadet, ist schlecht“ als Grundlage der Moral zur Herrschaft kam, da entpuppte sich der Krieg als aller Verbrechen verwerflichstes, als Maximum der Schlechtigkeit. Abgesehen von dem hunderttausendfachen Totschlag — der sich gegen einen Mord wie 100,000 zu 1 verhält — birgt der Krieg nach allen Richtungen hin die Verneinung der Entwick-



lung. Er verhindert die weitere Entfaltung und zerstört die bisher erlangten Früchte der Kultur und was (immer nach dem neu gewonnenen ethischen Grundsatz) der Gipfel seiner Unmoralität ist: er kehrt das vorzüglichste Mittel der natürlichen Entwicklung — die Auslese durch Überlebung des Besseren und Stärkeren — in das gerade Gegenteil um; er liest die Besten aus für den Tod, nämlich die Jungen, Starken, Tüchtigen, und den Alten, Schwachen und Krüppeln überläßt er die Fortpflanzung ihrer Untüchtigkeit. Kurz, die umgekehrte natürliche Zuchtwahl — die künstliche Degeneration. Ein von den Menschen von heute an den Menschen von morgen begangener Riesenfrevel. Zugleich der Höhepunkt der Unvernunft. So überlegen auch das Maschinenalter über die Thorheiten vergangener Jahrhunderte lächeln mochte, einen größeren Wahnsinn als die von ihm selber erfundene allgemeine Wehrpflicht weist keine frühere Epoche auf. Daß jeder Mann freiwillig Soldat sein mußte — nicht um anzugreifen, gegen diese Absicht verwahrten sich alle —, sondern um sich gegen alle anderen, die ebenso gezwungen freiwillige Verteidiger waren — zu verteidigen; daß sie ihre besten Kräfte von Arbeit, Geist und Geld, kurz, das Volkswohl opferten, um angeblich für das Volkswohl Opfer zu bringen; daß sie das eigene Land ruinierten, damit das — sich gleichfalls ruinierende — Nachbarland sich nicht etwa einsallen lasse, ihnen ein paar Zoll Erde oder ein paar Festungsquadern zu entreißen —: wahrlich, der brave Bär, der von seines schlafenden Herrn die möglicherweise belästigende Fliege auf dessen Schläfe mit einem Stein erschlägt, ist noch ein Ausbund zartfühlender Klugheit gegen das System des maschinenalterlichen Militarismus — dieses plumpen, brandspeienden, bajonettborstigen, verwesungshauchenden Ungetüms, das da zur Wache der schlafenden Lande bestellt war!

Wer jedoch damals seine Stimme gegen die Zulässigkeit der Kriegführung erhob, der wurde — zwar nicht beim Geläute des Armenfünderglöckleins zu den Thoren der Stadt hinaus geleitet — aber als phantastischer Träumer verlacht und als Rüttler an der „bestehenden Ordnung“ verdächtigt.



Der Antrag auf Abschaffung eines Dinges stieß immer noch auf die von vermeintlicher Weisheit aufgestellte Phrase: „Es ist seit jeher so gewesen und wird daher ewig so bleiben.“ Dieser heute furchtbar archaisch klingende — man könnte sagen: fossil gewordene — Satz wurde dazumal ganz geläufig angewendet und bildete gegen allen Ansturm des Fortschrittes einen der besten Schutzwälle. Kriege hat es immer gegeben — siehe die heilige Schrift und die ganze Weltgeschichte, folglich wird es immer welche geben — also müssen alle Abrüstungspläne scheitern; Elend hat es immer gegeben, folglich sind alle Sozial-Reformpläne unerfüllbar; Herren und Knechte hat es immer gegeben u. s. w.

Die Erkenntnis des Evolutionsgesetzes hat mit diesen Sätzen vollkommen aufgeräumt, indem es deren doppelte Unrichtigkeit aufdeckte. Falsche Prämissen: denn nichts gegenwärtiges gibt es, was „seit jeher“ bestanden hätte — alles hat sich im Lauf der Zeit geändert, wenn es die Sprache auch noch mit demselben Namen bezeichnet. Kriege z. B., so wie sie im Maschinenalter geführt worden und wie dieselben bei der damals erreichten Waffentechnik noch bevorstanden, hatte die Vergangenheit nicht aufzuweisen; Elend — wie es den vierten Stand des neunzehnten Jahrhunderts bedrückte, war gleichfalls eine neue Erscheinung. Und ebenso falsch, eigentlich noch auffallender falsch, war der folgende: „ergo wird es ewig bleiben“. Das kurze Stückchen Menschengeschichte, auf das man zurückblicken konnte, aus welchem die vermeintlichen Instanzen für das beliebte „seit jeher“ hervorgeholt wurden, wies doch selber genug untergegangene Institutionen auf — Anthropophagie, Sklaventum, Tortur — um die Behauptung des „Zimmerbleibens“ durch berichtete Thatfachen zu entkräften. Dennoch — es giebt nichts hartnäckigeres als Gemeinplätze — dennoch tauchte dieser Einwand immer wieder auf, so lange als die wissenschaftliche Überzeugung von der naturgebotenen ewigen Umgestaltung aller Dinge nicht ins öffentliche Bewußtsein gedrungen war.

Eine andere Errungenschaft der evolutionistischen Theorie war die Einsicht, daß nur das im Weiterentwickeln Begriffene



lebt, das Stillstehende aber dem Tode verfallen ist. Dadurch ward dem starren Konservatismus, dem religiösen sowohl wie dem politischen, dem künstlerischen wie dem ethischen, der Boden entzogen. Jener Konservatismus ging nämlich von der Idee aus, daß Leben gleichbedeutend mit „verharren“ sei, und mit der Bethätigung der Beharrungssucht wähnte er nur der allernotwendigsten Pflicht — der Selbsterhaltung — zu genügen. Alles, was auf Änderung zielte, war ihm von vorneherein verdächtig — das wehrte er ab, wie man Dolk und Gift abwehrt. Schon der Name Fortschritt, welcher ja ein Von-der-Stelle-bewegen in sich schließt,\* war ihm verhaßt. Die dem Fortschritt zugeschriebenen Segnungen schienen ihm nur wie von Feindestücke erdachte Gleisnerei; zerstören wollten jene unter der Maske des Verbesserns, Pfeiler umstürzen, Fundamente untergraben, Ruinen häufen . . . Gegen einen solchen Feind — heiße er nun Progressivismus oder Liberalismus, Freidenkertum oder Freimaurertum — mußte energisch Front gemacht werden. Auf dem status quo erhalten oder lieber noch ein paar Schritte zurückmachen — denn der status quo enthielt meist schon ein paar gezwungene, unliebsame Zugeständnisse — das war in ihren Augen die Hauptaufgabe aller Einrichtungen und Systeme.

Den Ansturm gegen diese Starrheit hat es nun immer gegeben. Der dem Beharrungstrieb entgegengesetzte und kräftigere Umwandlungstrieb hat stets gewaltet, auch ehe die Wissenschaft denselben als Naturgesetz erkannt hatte. Jetzt, da letzteres erkannt worden, wurden dessen Bethätigungen den Erkennern in die Schuhe geschoben. Obwohl auch früher, im ganzen Verlauf der sogenannten Weltgeschichte der revolutionäre Geist — mitunter auf recht gefährliche, gewaltsame Weise — als Triebkraft aller gesellschaftlichen Umgestaltungen sich erwiesen hatte, so hieß es jetzt, derselbe gehe von den Naturwissenschaftlern, namentlich von den Evolutionisten aus; eine Behauptung, die in ihrer Weisheit jener Schülerantwort gleichkommt, welche auf die Frage: „Warum kreisen die Planeten um die Sonne?“ ohne Zögern die Antwort gab: „Weil Newton das Gravitations-



gesetz entdeckt hat.“ Aber im Gegenteil: die neuerlangte Erkenntnis war an dem Walten des Umwälzungsgeistes nicht nur unschuldig, sie lenkte denselben vielmehr in ganz andere — weil zielbewußte — viel weniger gefährliche und weniger gewaltfame Bahnen. Der wissenschaftlich denkende Fortschrittler hatte wohl an Zuversicht gewonnen, weil er wußte, daß seine Forderungen mit der Naturordnung übereinstimmten; aber in demselben Maße hatte er auch an Einsicht und Vorsicht gewonnen. Der Fortschritt, den in früheren Zeiten der leidenschaftliche Instinkt ersehnte, den wollte dieser blinde Instinkt mit rücksichtsloser Raschheit erreichen; der Fortschritt hingegen, der als der Gang der Natur erkannt worden war, von dem wußte man auch, wie langsam und wie allmählig er sich nur entfalten durfte und nur dann entfalten konnte, wenn er den tausenderlei Bedingungen der umgebenden Mitte sich anzupassen verstand. Somit hat die evolutionistische Denkweise, da wo sie zur Geltung kam, nicht nur den reaktionären Konservatismus, sondern auch dessen Widerpart, den gewaltthätigen Umsturzdang aufgehoben; denn ebenso sicher, als man erkannt hatte, daß es im Lauf der Welt kein Zurück- und kein Auf-der-Stelle-Bleiben giebt, ebenso fraglos mußte der ungeduldigste Verbesserer zugeben, daß es da auch keine Sprünge giebt, und sich den ewigen Gesetzen fügen, nach welchen jedwede Bervollkommnung nur mit der größten Langsamkeit und nur in ununterbrochener Stufenfolge vor sich gehen kann.

Es ist uns heute nicht recht faßlich, wie dreißig Jahre nach dem Erscheinen der Darwin'schen Lehre, nachdem dieselbe doch in die ganze Gelehrten- und halbe Laienwelt gedrungen war als ein System, welches an zusammenhängender Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ, daß da noch ein Teil der Gelehrten sich dagegen ablehnend, ein Teil des Publikums spottend und der weitaus größte Teil des letzteren gleichgiltig verhalten konnte. Wir müssen dabei nur erwägen, daß dreißig Jahre eigentlich eine kurze Zeit sind im Verhältnis zur Langsamkeit, mit welcher Lehren — wenn dieselben vom offiziellen Schulunterricht noch ausgeschlossen sind — in die Massen sükern,



und das Gesetz der Trägheit und Beharrlichkeit in Betracht ziehen, welches in Sachen der Denkgewohnheiten allem Neuen so gewaltigen Widerstand leistet. Die Massen können von Begriffen nur das in sich aufnehmen und verdauen, was schon von mehreren früheren Generationen durchgedacht, sozusagen wiedergekaut worden ist. Das wird dann mit autoritätsvertrauender, keiner eigenen Gedankenarbeit bedürftenden Bereitwilligkeit hingenommen und weitergereicht: Die Konstanz der Arten war auch so ein allgemein angenommener Begriff — das war ja schon auf der ersten Seite der Bibel begründet, wo es heißt, daß das Gras grüne und Samen mache nach seiner Art, ebenso die Vögel in der Luft und sämtliche Tiere des Wassers und der Erde „nach ihrer Art“. Es war auch — für Solche, die ihren Gegnern einräumten, daß die Theologie in wissenschaftlichen Dingen nicht unumstößlich beweiskräftig sei — es war ja auch von berühmten Naturforschern, wie Linné, Cuvier, Agassiz, festgestellt worden, daß jede Art ein „verkörperter Schöpfungsgedanke“ sei — und in jüngster Zeit war ja der neu auftauchende Darwinismus von Dr. N. und von Professor X. auf wissenschaftlichem Boden gründlich widerlegt — also wozu diese Feststellungen und Widerlegungen noch weiter selber prüfen? Ein paar aufgefangene Schlagworte aus der Terminologie der bestrittenen Thesen, ein paar landläufige Einwände — das genügte vollkommen, um den Darwinismus — zwischen zwei Cigaretten beim schwarzen Kaffee — nicht zu bekämpfen, sondern abzu-  
thun. In Dialogform etwa so:

A. Wie sagten Sie? Hypothesen? . . . Mich kann das Wort ärgern, wenn es auf eine so augenscheinliche Wahrheit angewendet wird, wie auf die, daß die Arten eine aus der andern hervorgehen.

B. Wenn Sie das Wort Hypothesen ärgert, so nehme ich es zurück und setze dafür Irrlehre. Es war ohnehin nur Höflichkeit von mir, den abenteuerlichen und zugleich erniedrigenden Einfall von der Affenabstammung des Menschen als eine wissenschaftliche Hypothese gelten zu lassen; und nur weil



dieselbe von einem sonst so fleißigen Gelehrten kommt, wie ja Darwin bekanntlich ist, und in Hinblick auf seine übrigen Verdienste, auch mit Rücksicht auf Ihre Voreingenommenheit, bin ich so höflich gewesen. Aber das müssen Sie mir doch zugeben: auch Gelehrte irren oft. Seit jeher hat es solche gegeben, die irgendwelche kühne und unnachweisbare Doktrin aufstellten, um darauf ein ganzes System aufzubauen, welches eine Zeitlang modern bleibt und dann von neueren, noch kühneren Systemen verdrängt wird. Ich begreife übrigens nicht, daß Sie, der Sie doch gewöhnlich so eifrig für die exakten Wissenschaften eintreten, in dieser Angelegenheit ganz übersehen, daß keine exakten Thatsachen vorliegen, welche den Darwinismus beweisen, und daß sich derselbe auch durch kein Experiment verifizieren läßt. Weder finden Sie in der Vergangenheit die Spuren einer ununterbrochenen Entwicklungskette — immer Lücken und wieder Lücken —, noch können Sie in der Gegenwart auf einen einzigen Fall hinweisen, wo aus einer Esche eine Birke oder aus einem Affen ein Mensch wird.

Hier mußte der Streit wohl gewöhnlich von A. aufgegeben werden, weil derselbe fühlen mochte, wie bei so unermesslicher Entfernung der Standpunkte eine Verständigung überhaupt nicht zu erreichen war. Setzen wir aber voraus, er hätte sich die verlorene Mühe nicht verdrießen lassen und hätte weiter disputiert.

A. Erstens und vor allem: Darwin hat nie behauptet, daß der heutige Affe des heutigen Menschen Stammvater, sondern nur, daß er desselben Vetter sei, nämlich beide sind Sprossen desselben Stammes. Aber dies nur nebenbei. Auf Ihre vorige Bemerkung, daß niemand die Verwandlung einer Art in eine andere konstatieren kann, antworte ich: Sie sehen auch keine Panpfeife, aus welcher ein Klavier, keine Keilinschrift, aus der eine illustrierte Zeitung, keine Tierhaut, aus der ein Frack, keinen Theekessel, aus dem eine Lokomotive sich gebildet hat (und so könnte man die Beispiele ins unendliche fortführen), und doch werden Sie zugeben, daß die genannten



Dinge alle durch Jahrhunderte lange Entwicklung eines aus dem anderen hervorgegangen sind. Sie werden jedoch nicht verlangen, die fossilen Überreste aller dieser Übergänge zu Gesicht zu bekommen. Gar viele der Maschinen, welche zwischen Theekessel und Lokomotive liegen, werden von der Erde verschwunden sein, obwohl die Zeit, in der die Dampfmaschinen auf einander folgten, eine verhältnismäßig kurze ist gegen die Jahrtausende, in welchen die Umwandlungen der Organismen vor sich gegangen sind. Sie glauben wohl, ungeheuer wissenschaftlich zu thun, wenn Sie jenen Mangel an positiven Beweisen hervorheben, und Sie vermeinen zugleich, daß Sie uns Darwin-Anhänger einer phantastischen Vertrauensseligkeit überführen. Aber positiv und exakt sind wir darum, weil wir von positiven und exakten Thatsachen ausgehen — und nicht von Hirngespinnsten. Doch um auf diesen Thatsachen weiter zu bauen und um das daraus mit Notwendigkeit sich ergebende logische Postulat anzunehmen, genügt es uns, von der Richtigkeit derselben durchdrungen zu sein. In der Folgerungskette brauchen wir nicht mehr jedes Glied aus greifbaren Thatsachen zu schmieden.

B. Aber ich bitte Sie: es ist doch ein wissenschaftlich anerkannter Satz, daß die Nachkommen doch nur immer wieder das sind, was die Eltern waren, daß Menschen nur Menschen, Hirsche nur Hirsche und Regenwürmer nur Regenwürmer zeugen. „Le semblable engendre toujours son semblable,“ hat Linné gesagt. Und da nichts entstehen kann, was nicht ein gleiches Elternpaar gehabt hat, so muß dieses Elternpaar wieder von einem gleichen stammen — und so zurück bis zu der Erschaffung des ersten Paares. Dort muß man immer wieder anlangen.

A. Ein „erstes“ Paar! Wenn Sie wüßten, wie demjenigen, der den Geist des Entwicklungsgesetzes aufgefaßt hat, der Begriff von einem „Ersten“ irgend einer Gattung überhaupt kindisch und vernunftbeleidigend erscheint, so würden Sie vermeiden, denselben ins Treffen zu führen. Jedes Ding, dessen Merkmale, dessen Existenz man konstatiert und



mit einem Namen verzieht, muß schon sehr lange und in zahlreichen Exemplaren dagewesen sein, sonst bemerkt und benennt es niemand. Hat es je ein erstes Kennpferd, einen ersten Franzosen gegeben? — Den Widersinn solcher Fragen hat Ernst Haeckel treffend gezeigt. Gerade diese Unmöglichkeit, irgendwo im Reiche der belebten wie der leblosen Dinge, der Erfindungen wie der Künste irgend ein Erstes zu signalisieren, — gerade diese Unmöglichkeit schließt die Theorie der gesonderten Schöpfungsakte völlig aus. Überall bildet sich eines aus dem anderen, eines nach dem anderen. Jedes Ding ist eine Anhäufung von so vielen, in den verschiedensten Komplikationen vermischten Elementen, daß nichts plötzlich und nichts selbständig vom Himmel heruntergefallenes vorkommen kann — ein Regenwurm ebenso wenig wie ein k. k. Oberlandesappellationsgerichtsrat.

B. Redensarten, Ausflüchte . . . Bringen Sie mir Beweise, dann will ich mich ja gerne fügen; so lange aber diese fehlen —

A. Sie selber würden wohl in größere Verlegenheit geraten, wenn ich von Ihnen den experimentellen Beweis eines Schöpfungsaktes und einen solchen für die Konstanz der Arten erbäte; denn wohin immer man sieht, es läßt sich nichts ungewandeltes zeigen — man müßte sich denn auf den Gesichtspunkt jener Eintagsfliegen beschränken, welche glauben, daß der Grashalm, auf welchem sie sitzen und auf welchem schon ihre Ahnen saßen, seit jeher derselbe geblieben — und folglich auch immer bleiben werde. Was uns betrifft, so sind wir um Beweise ja gar nicht verlegen und Ihr Ruf nach solchen zeigt nur, daß Sie das System, welches Sie leugnen, gar nicht studiert haben und wahrscheinlich von den Thatfachen nichts wissen, welche uns Paläontologie und Embryologie liefern, nichts von rudimentären Organen, nichts von den Analogien in der Sprachbildung, nichts von . . . Nun, ich will nicht erst alle Grundlagen der Lehre aufzählen — haben Sie die Güte, sich vorerst damit bekannt zu machen, und dann können wir weiter disputieren.



Ja, das war es eben: Das ABC des Darwinismus wurde nicht offiziell gelehrt; von den Schulprogrammen ferngehalten, waren die Elementarregeln desselben nicht in die Massen gedrungen, aber die Massen fanden sich bewogen, über die letzten Konsequenzen einer Sache zu urteilen, von deren Prämissen sie keine Kenntnis hatten. Das gab dann für die Verfechter jener Konsequenzen einen schweren Stand — denn nicht nur demonstrieren zu sollen, daß und wie so b aus a folgt, sondern auch noch a selber der Länge nach erläutern zu müssen: das ist zu viel verlangt.

Die ärgsten Feinde der Evolutionslehre waren durchaus nicht die, welche ihre wissenschaftliche Berechtigung bezweifelten und sie durch wissenschaftliche Gründe zu widerlegen suchten — ihre ärgsten Feinde waren vielmehr die, welche ihr einen instinktiven Haß weiheten. Ohne sich klar Rechenschaft darüber zu geben, worin der allfällige Wahrheits- oder allfällige Irrtumsgehalt der verpönten Lehre bestand, fühlten sie, daß deren Postulate im Widerspruch waren mit allen, allen ihren Lieblingsideen. Ebenso gab es auch unter den Anhängern der Evolutionstheorie solche, die sich weniger um die wissenschaftlichen Thatsachen kümmerten, die sich für Neanderschädel und Archäopteryx und des Meisters Taubenzüchtung nicht erwärmten und die nur an den einen großen Gedanken ihren Glauben und ihre Begeisterung hingen: an den Begriff „Entwicklung“. Denn hier fühlten auch sie instinktiv, daß die tausend Strebewünsche nach sozialer und moralischer Umgestaltung und Befreiung, welche ihre Zeit durchglühten, an der neuen Erkenntnis die kräftigste Stütze und Hilfe finden würden. Entfaltung als Naturgesetz erkannt, das war ihnen die sicherste Legitimation aller Freiheitsbestrebungen — denn was ist denn Freiheit anderes, als die ungehemmte Möglichkeit der Entfaltung? Überall hin die Kräfte wirken lassen, nach allen Seiten mit den Waffen der Überlegenheit um das Dasein kämpfen dürfen — was will die Freiheit anderes? So fanden sich alle, die bislang zerstreut für Schrankenniederreißung stritten — Arbeit, Handel, Frauen, Vernunft, Erziehung — nunmehr auf Einem



Selbe zusammen und erkannten, daß sie im Grunde nach Einem Ziele strebten, nach einem von der Natur selber aufgestellten Ziele: volle Entfaltung. Und indem sich diese alle als Weg- und Kampfgenossen erkannten, versuchten sie auch nicht mehr, jeder einzeln, mit Hintansetzung des anderen durchzudringen; denn neben dem Entwicklungsgesetz ist ihnen zugleich das Gesetz der Korrelation klar geworden: sie wußten nun, daß ein Fortschritt, eine Wandlung auf einem Gebiete nicht möglich ist, ohne daß auf allen zusammenhängenden Gebieten mit der Umwandlung gleicher Schritt gehalten werde.

Und nicht nur ihr Ziel hatten die Evolutionisten erkannt, sie versuchten, wie schon früher gesagt, dessen Entfernung zu bemessen. Umwandlung und Fortschritt erschienen ihnen wohl als naturverbürgt, aber sie hatten auch die riesige Langsamkeit erkannt, mit welcher diese Dinge vor sich gehen und die tausend eisernen Widerstandsmächte abschätzen gelernt, welche, Radsparren gleich, den Lauf der rollenden Zeitmaschine hemmen, und mit den ungeheuren Summen der in den ererbten Zuständen noch wirkenden Triebkräfte hatten sie zu rechnen gelernt. So gab es denn unter den evolutionäsgläubigen Freiheitsuchern keine sich überhastenden, mit Feuer und Schwert dreinfahrenden „Rebellen“ mehr, keine zu Mord und Plünderung hezenden Arbeiterführer, keine Dynamitbombenschleudernden Fürstentöter. Auch die tollen Träume von Kommunismus und Anarchismus wurden in ihren Reihen nicht länger geträumt und die Politik der zerrissenen Kittel und schmutzigen Hände fand unter ihnen keine Vertreter. Die Philosophie des Darwinismus — d. i. die Anerkennung durch Vererbung gehäufster Vorzüge und fortschreitender Veredlung — die war durchweg eine aristokratische. Nicht nur „noblesse oblige“, sondern für alle, die im Daseinskampf obsiegen wollten — noblesse obligée.

Freilich handelte es sich da nimmer um den mit zackigen Kronen und wappenbemalten Schildern identifizierten Adelsbegriff, sondern um den Adel der Tüchtigkeit — körperlich und seelisch — um die Attribute der Vollmenschlichkeit. Denn das



sahen die Anhänger der Entwicklungslehre auch deutlich kommen, daß unter der Gattung „Mensch“ langsam eine höhere Varietät sich herauszudifferenzieren begann, welche einst berechtigt sein würde, auf die maschinenalterlichen Vorfahren herabzublicken, wie diese auf den vorgeschichtlichen Urmenschen herabzublickten. Und würde dieser künftige Vollmensch etwa in antidarwinistischem Geiste urteilen, so müßte er mit Entrüstung die Zumutung verwerfen, daß er von so niedrigen Geschöpfen abstamme, wie die in den Naturgeschichten des Maschinenalters noch als „Menschen“ angeführten Wilden.

Doch diese Ausblicke in fernere Entwicklungsstadien wollen wir für die Schluß-Vorlesung vorbehalten. Hier sei noch eines Umschwunges erwähnt, den die evolutionistische Denkweise — die Naturerkenntnis überhaupt — in das weitere Verhalten der Menschheit gebracht hat. Allen Erscheinungen, also auch den sozialen, ward von da ab mit der Überzeugung entgeggetreten, daß dieselben das waren, was sie sein mußten. Jedes existierende Ding, jeder Zustand ist so da, wie er nicht anders da sein könnte, eine mit Naturnotwendigkeit eingetretene Folge vorhergegangener zwingender Ursachen. Ehe sie zu dieser Auffassung gelangt war, ist die Menschheit allen Übelständen gegenüber stets im Krieg mit den Folgen gelegen, ohne nur daran zu denken, daß vor allem die Ursachen wegzuräumen wären. Sämtliche Predigten, Bertilgungsanschlüge, Heilversuche und Schutzmittel waren stets gegen Ergebnisse, gegen Symptome gerichtet worden und daher so erfolglos. Die Naturkunde, wie sie im Maschinenalter durchzudringen begann, das Walten der unverrückbaren Naturnotwendigkeit entschleiernd, die zeigte, daß jeder Übelstand auf weitzurückliegenden Ursachen beruht und daher „an sich“ nicht behoben werden kann und nicht geschmäht zu werden verdient; die Transmutationstheorie zeigte ferner, daß dieses „muß“, welches jeden gegenwärtigen Zustand bedingt und entschuldigt, durchaus nicht bindend für die Zukunft ist, weil ja die Ursache geändert oder weggeschafft werden kann. Die den sozialen Erscheinungen zugrunde liegenden Elemente sind ja allesamt menschliche Einrichtungen. Sobald die Ein-



richtungen als Ursache der folgenden Unzuträglichkeiten erkannt waren, konnte man an die Aufhebung dieser Grundursachen gehen, ohne weiter Zeit und Zorn an das vergebliche Bemühen zu verschwenden, die unvermeidlichen Unzuträglichkeiten wegzupredigen und anzugreifen. Aber auch das Gehen- und Geschehenlassen, welches man früher den Übelständen gegenüber walten ließ, wenn man die Unmöglichkeit ihrer Wegräumung eingesehen, fiel weg — denn es war die neue Einsicht hinzutreten, daß die Wurzel besagter Übelstände etwas ausrottbares sei. Zuerst und vor allem ließ man es sich daher angelegen sein, diese Wurzel aufzufinden und blozulegen. Alle Ungerechtigkeiten, alle Mißbräuche in den sozialen Verhältnissen — als da sind: Sklaventum, Arbeiterelend u. dgl. — beruhten auf irgend einer fundamentalen Ungerechtigkeit, auf irgend einem von den Menschen — nicht von der Natur — begangenen Fehler. Und Fehler lassen sich gutmachen, Irrtümer lassen sich berichtigen. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß man sie als solche erkenne. So war und bleibt die Erkenntnis das Prinzip aller Kulturentwicklung; und der von uns studierten Epoche dürfen wir — trotz der zahlreichen, traurigen, alten Barbarei — das Verdienst nicht schmälern, daß in ihr die Erkenntnis durch die Auffindung der Entwicklungstheorie einen der entscheidendsten Schritte auf dem Wege ihrer eigenen Entwicklung gemacht hat.